

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Wilhelm Leevend

Eine moralische Geschichte aus der würllichen Welt zur Beförderung der
Menschenkunde

Müller, Johann Gottwerth

Berlin, 1798

Fünfundzwanzigster Brief. Demoiselle Helder an Demoiselle Veldenaar.

urn:nbn:de:gbv:45:1-8382

uns jetzt den Kalkül durchstreichen, daß Du einmal meine Schwester werden würdest! — Wirklich, Hedchen, hast Du nicht darauf gerechnet, obgleich Du ein Jahr oder drei früher in die Welt kamst, als er? — Welche das einmal Deiner Freundin

U. Leevend.

Fünfundzwanzigster Brief.

Demoiselle Helder an Demoiselle Veldenaar.

O meine theuere, meine auserwählte Freundin, wie lebhaft fühle ich jetzt Ihre Entfernung! — Kehret wieder, ihr lieben, lehrreichen, angenehmen Tage, kehrt wieder! Ihr entflohet zu schnell! — Meine Freundin, noch niemals verließ ich Sie, ohne besser geworden zu seyn. Sie

kennen alle die Ursachen, die Ihnen den ersten Platz in meinem Herzen auf immer zusichern, und sie können so philosophisch, gelassen schreiben? Braucht es denn mehr als die bloße Möglichkeit Sie verlieren zu können, um mir an allem, allem übrigen den Geschmack zu benehmen. Es mag recht hübsch seyn, wenn man Vernunft genug hat, seine Empfindungen in einem gewissen Grad von Kühle zu erhalten; aber ich gebe mich nicht damit ab, weil ich keine Möglichkeit sehe, es dahin zu bringen. — Offenerzig zu gestehen, ich finde keinen Geschmack an dem glücklichen Mindergefühl. Ich bin überzeugt, daß ich eine so brave, so verständige, so kenntniß-, und einsichtsvolle, so fromme, so liebenswürdige Freundin, — eine Freundin, die mir so ganz ihr Herz gab, und mich zu zärtlich liebt, als daß sie meine Thorheiten vor mir verbergen sollte, nie genug lieben kann.

Meine Mutter, diese so gesezte und verständige Frau, schloß mich in ihre Arme, als sie sah, daß Ihre Abreise mich so heftig angriff: „Du beweisest, sprach sie, indem sie mich zärt-

„Ich küßte, einen sehr edlen Geschmack. Gott
 „sey gedankt, daß er Dir eine Freundin gab,
 „die Deine ganze Hochschätzung, und alle die
 „unermessliche Liebe, deren Dein Herz fähig ist,
 „verdient! An dieser so unbegrenzten Zärtlichkeit
 „für eine so würdige Freundin, erkenne ich mei-
 „ne Tochter. Ich sah es vorher, daß sie eine
 „Jakobine Weldenaar nicht anders würde lieben
 „können.“ — Wie? Da meine einsichtsvolle
 Mutter sich so erklärt, da sie so liebreich meiner
 Denkart beipflichtet, da meine Thränen, da
 mein Schmerz über Ihre Abreise so stark spre-
 chen, sollte dann meine Jacobine Doch
 ich kenne Ihre edle Denkart! Es ist Ihnen
 peinlich, daß Ihre Freundin, wäre es auch um
 Ihrenwillen, nicht ruhigen Herzens ist.

Schweigen Sie mir doch von meinem gu-
 ten Bruder! Sein glückliches Minderge-
 fühl, wie Sie es nennen, hat ihn nicht be-
 wahrt. Er sieht Ihre Entfernung nicht so ru-
 hlig an, als man es von seinem Mindergefühl
 erwarten sollte! — „Ich hätte nicht gedacht,
 Eine, sagte er noch heute, daß mir das so
 sehr“ — „Nun, wie sehr denn, Brü-

berchen?" — „Ich glaubte, ich würde weiter nichts davon wissen: aber nun sie weg ist, Eine, versichre ich Dich, ist mirs ganz nicht recht.“ — —

Unser guter Wilhelm, was war er gerührt! Mit allem seinen Witze und seinen geistreichen Einfällen konnte er das nicht ganz verbergen. Gewiß, meine Jacobine, er ist doch ganz anders als viele junge Leute. Die Güte selbst wohnt in seinem Herzen. Ich weiß nicht, sollte er meine lebenswürdige Freundin wohl mit mehr Gleichgültigkeit ansehen, als sein Freund Helder? — In seinem Briefe dämmert so etwas, das mich in diesem Gedanken bestärkt. Sobald mein Bruder ihm schreibt, wird er ihn von uns beiden grüßen. Es macht mir viel Vergnügen, daß Sie meinen Spielkameraden, und zwar mit so vielem Beifalle, gesehen haben. — Unsere Damen? Können Sie zweifeln, daß sie nicht nach Ihnen gefragt hätten? — wäre es auch nur, um nach etwas zu fragen. Ein paar von unserer Verwandtschaft sagten, sie hätten Sie im Concerte gesehen, schienen aber keinen sonderlichen Geschmack an Ihnen zu finden. — Kein Wunder, versetzte ich: ohne Uebereinstim-

mung im Charakter gefällt man einander nicht leicht. — Man fand diese Antwort etwas beszend; indessen sie war einmal heraus. Ich hatte nichts als eine entschiedene Wahrheit gesagt; was kann ich dafür, wenn man dehmüthige Anwendungen davon macht? — Im Ganzen hält man Sie für kein unrechtes Mädchen, welches, obgleich es vom Lande ist, sehr gut zu leben weiß. Ihre simple Frisur, Ihr mit allen den Anhängseln der Mode und der Thorheit nicht beladener Anzug, können Sie denn auch freilich wohl nicht bei Damen empfehlen, die aber nichts wesentlicheres zu urtheilen wissen, und nicht im Stande sind, Ihnen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Sie sind freilich nicht frisiert comme il faut; das gestehe ich; und „so begreift man denn auch freilich die Möglichkeit nicht, wie Eine Helder eine Jacobine Beldenaar lieben kann. Man hätte wenigstens gehofft, daß Sie sehr wichtig wären; daß jedes Wort aus Ihrem Munde ein pikanter Einfall, ein bon-mot seyn würde; daß Sie das Talent hätten, alle Welt lachen zu machen! Nichts von dem allen! Es ist nicht

„das mindeste Außerordentliche an Ihnen; Sie
 „sprechen nicht anders wie andre Menschen,
 „und sich mit Ihnen zu divertiren, ist unmög-
 „lich. Was finde ich denn wohl an Ihnen?“
 — Sehen Sie, Liebe, so urtheilen unsere Da-
 men über eine Geldenaar. Ich erzählte das
 meiner Mutter mit lebhaften Unwillen. „Stien-
 chen, sagte sie, Du bedenkst nur nicht, daß ein
 Farbenflecker unmöglich über den Werth eines
 Raphaelschen Meisterwerkes urtheilen kann.“ —
 Ich fand, daß meine Mutter Recht hat.

Sie wissen, in was für einen schimmernden
 Cirkel ich lebe. Müßt' ichs doch über mich er-
 halten können, auch in diesem Stücke der Stim-
 me meiner besseren Ueberzeugung zu folgen! Ich
 gehe wiederum täglich aus. Nie kam mir der
 Cotterienwitz so nichtshastig vor! Nie begriff ich
 so gut, daß ich ursprünglich nicht dazu gemacht
 bin, mit dem unnützen Fächer, oder einem Spiele
 Karten in der Hand zu tändeln, während
 meiner so viele würdigere und zugleich angeneh-
 mere Beschäftigungen warten! Und dennoch! —
 Nun, woher kömmt das? — Hören Sie, Liebe,
 ich fürchte mich, für sonderbar zu gelten.

Das ist es noch nicht alles; ich muß Ihnen nichts verschweigen: dann und wann macht mir dieser Umgang einiges, wenn auch nicht wahres, doch so oben abgeschöpftes Vergnügen. Wie kann ich, die ich mitten in der großen Welt aufwuchs, in meinen Jahren sagen: Meine Damen, ich danke für Ihre Gesellschaft? — Dürfte man mich alsdann nicht mit Recht eines weltgehenden Hochmuthes beschuldigen? Was meinen Sie

Ihre, auf meine Lebensweise sich beziehenden Fragen beantworte ich demnach folgendermaßen: Ich sehe wieder viel Gesellschaft, und finde an niemand nur so viel Behagen, daß er mich Einen Augenblick wirklich beschäftigen könnte. Sagen Sie mir doch, beste Jacobine, welcher geschworne Feind der Menschheit erfand zuerst jene — Unaufrichtigkeit, die uns, unter dem schönen Namen der feinen Lebensart, zu Aufmerksamkeiten zwingt, bei denen unser Herz nichts denkt, — die uns zur Falschheit verpflichtet? — Meine Mutter lächelt, wenn ich darüber eifre; sie meint, ein feines Gefühl, ein ausnehmender Verstand, und die größte Delikatesse machen uns

noch nicht allemal fähig mit sanfter Politesse auf tausend Lumpereien aufmerksam zu scheinen, die man gleichwohl hören muß. „Mit Höflichkeit zuzuhören, fügt sie hinzu, und mit Gefälligkeit zu antworten, sind allemal Beweise, daß jemand gut erzogen ist, oder sich auf seine Vortheile versteht.“

Da ich nun selten darauf gefaßt bin, meine Gefühle auf die beste Art zu verschleiern, so kann es nicht fehlen, man muß mir Schuld geben, daß ich mich in meinen eignen Werth einschleße, und daß ich voll Hochmuth auf alles von oben hinab sehe, — was ich doch wirklich nur bei Lappereien thue, die mir in der That zu albern sind.

Die Leute, die ich seit Ihrer Abreise gesehen habe, sind: die junge Frau von Sternhelm, ein kleines quecksilbernes Ding, das laßter Bewegung ist, und an nichts Behagen findet, als am Spiel und Gewühl. Es ist eine allerliebste Figur; man sollte sagen, von den Grazien geformt; aber sie ist eine Person ohne allen Charakter, und Sie wissen ja, daß dergleichen Leute gemeinlich die Kopie aller Un-

vollkommenheiten derer sind, mit denen sie umgehen. — Das berühmte Fräulein von N^o 2. Sie scheint nach Rotterdam gekommen zu seyn, um alles zu übertreffen was schön und reizend ist. Ich finde sie ungemein hübsch. Sie ist zu jeder Zeit schön, und immer in einer Art Stüde, als wenn sie sich malen ließe. Sie logirt bei meiner Cousine, mithin sehe ich sie oft. Ihre Schönheit ist alles, woran sie denkt und wovon sie spricht; redet man sie an, so ist sie versichert daß man ihr über dieselbe ein Compliment machen wird, daß sie schon zum Voraus ein huldvolles Lächeln, für jeden der sie ansiehet in Bereitschaft hat. — (Sie wettete mit mir, daß sie, wenn sie will, einen holländischen Brief schreiben kann; — ich werde es glauben, wenn ich es sehe.) Alle unsere Damen lachen sie aus: dem ungeachtet gefällt sie allen Augen, aber — auch einzig den Augen. — Die Tante dieses schönen Fräuleins. Sie ist ein kleines Weibchen von vierzig Jahren, ziemlich hübsch, ganz nicht coquett, vielmehr beinahe völlig unbekümmert. Sie ist die Freundin meiner Nichte; dieser Firma macht

sie sich zu Nuße, die Bedienten auszulümmeln; ihren Mann nennt sie den guten Mann, liebt ihn gleichwohl, kriegt viel Kinder, strickt viel Geldbeutel und Handschuhe, liest nie, um ihre Augen nicht zu verderben, behandelt den kläglichsten Schnickschnack mit dem größten Ernste, und macht sich aus der geringsten Kleinigkeit eine Sache von der äußersten Wichtigkeit. — Der Baron von N * *, Bruder des Fräuleins. Er ist nicht reich, führet sich aber prächtig auf. Er ist groß, wohlgebauet, hat das schönste blonde Haar das sich denken läßt, hübsche Zähne, Wiß genug, blutwenig Verstand, viel Geschwätz. Er weiß eigentlich nichts, schwadronirt aber über Alles dreust ins Geläch hinein, lügt so unverschämt wie eine Zeitung, ist ein Kenner von Jagdhunden, Pferden, Juwelen und französischen Galanteriewaaren, rümpft über alles die Nase, bewundert sich selbst von ganzen Herzen, spricht nicht anders als im entscheidenden Tone, und ernühet alle Leute von Geschmack. — Er ist der Held unserer Narren, und der Liebling der Damen. Man hält ihn durchgehends für einen sehr angenehmen Kava:

ller. Mir erzeigt er die Gnade, mich zu unterscheiden, und macht sich mir dadurch entseßlich überlästig. — Das wären denn so eintige von denen, mit welchen ich täglich umgehen muß. Ist das nicht eine recht für mich auserlesene Gesellschaft? —

Wie danke ich Ihnen für die guten Winke, die Sie mir in Ihrem Briefe geben! Ja, meine Einzige! Ihre Tine Helder bekennt selbst, daß sie für Armseligkeiten nicht klein genug ist. Du, wir kommen wieder auf's Land, und da läuft es nicht so buxt. Wäre ich von meinen Eltern auf einer stillen Pfarre erzogen, — wäre meine Familie nicht in die große Welt verflochten, vielleicht — wenigstens schmeichle ich es mir — würde ich meiner Freundin, auch in Absicht der Außenseite, näher kommen. Alles gebe ich auf; alles was Sie sagen ist gegründet: aber mein warmes Gefühl? das will ich behalten; das ist ein Punkt, über den ich Sie bitten, kein Wort mehr zu verlieren. Wäre es was man Liebe nennt, wodurch mein Gefühl so lebhaft geweckt würde, dann hätten Sie Recht. Aber ich liebe nicht; ja, wenn ich es vernünftig

ansehe, so bin ich der Meinung, daß ich, und
 zwar um meinerwillen, mich stets vor der Liebe
 hüten müsse. Wenn ich jemals heirathe, so hoffe
 ich, daß nicht dasjenige was man Liebe nennt,
 sondern Hochachtung, verdienter Vorzug, persön-
 liche, sehr gegründete Schätzung, mich vermögen
 werden, mein Schicksal in die Hand desjenigen
 Mannes zu legen, den meine Eltern mit ihrem
 Beifall beehren werden. Sie wissen, liebste Ja-
 cobine, ich habe keine sonderliche Idee von un-
 sern Henri-quatre-Herrchen. Könnte ich wohl
 aus ihrem Mittel eine Wahl treffen? Wahrlich
 nicht! — Ueberhaupt bin ich sehr überzeugt,
 daß mein Herz nur für die Freundschaft gemacht
 sey. Alle ihre Freuden mit Ihnen, meine Ein-
 zige, zu schmecken, das ist mir Bedürfnis.
 Noch eine Freundin neben Ihnen — das ist
 unmöglich. Ich kann wohl gute Freunde und
 Bekannte haben, deren Umgang mir Vergnügen
 macht, und auf deren Achtung ich vielen Werth
 setze: aber die Freundschaft, die ich für Sie fühle,
 erfüllt eigentlich mein ganzes Herz. Indessen
 vernachlässige ich um Irentwillen keine einzige
 Pflicht gegen irgend einen Menschen; wahrlich,

das wissen Sie; und nie haben Sie mir auch deswegen das mindeste vorgeworfen. Die warme Zärtlichkeit meines Herzens betrachte ich als das theuerste Geschenk der Natur. Nie ist sie es, die das Herz, in welchem sie wohnt, unglücklich macht. Nur wenn wir sie verkehrt anwenden, dann, aber auch nur dann, wird sie ein Quell des Wehes; aber das ist ja unsere Schuld! Beschäftigt sie sich nur mit einem würdigen Gegenstande, so braucht man sie nicht durch Beschränkung zu peinigen. Ich bin keine Freundin vom Lähmen und Verkrüppeln. Es ist eines Jeden Pflicht, seine Zuneigungen richtig zu leiten; aber er muß sie nicht so scharf unter Messer und Beil nehmen, daß das Herz so kahl und nackend da steht wie ein geköpfter Weidenstamm. — Haben Sie die Verse vergessen, die mir, während Sie hier waren, eine Freundin in den Umschlag ihres Briefes geschrieben hatte?

Sans amitié, sans la douceur
 Que votre vie est importune!
 Malgré le rang et la fortune
 L'homme n'est rien que par le coeur.

Que je plains l'être qui s'isole!
 Il perd le fruit de ses malheurs!
 Lorsque l'amitié me console,
 Je jouis même de mes pleurs.

Die Poesi würde ein Franzose vielleicht
 tadeln, aber dem Inhalte muß er und alle Welt
 bepflichten.

Gern, meine Freündln, verlängerte ich die-
 sen langen Brief noch um vieles: aber — ich
 bin nicht Herr über meine Zeit; ich muß schon
 wieder aus. — Mein lieber Vater befehlt mir,
 Sie in seinem Namen auf's allerinnigste zu
 grüßen; von meiner trauten Mutter habe
 ich den nehmlichen Auftrag; und Paulus —
 nun der ist ganz in der Bredouille. Hier ha-
 ben Sie ein dankbares Zettelchen für unserer
 aller Liebling, das süße Zettchen, und nun
 tausendmal Adieu.

Sechszwanzigster Brief.

Wilhelm Leevend an Paul Helder.

Nu sieh so! Da ist Dein Wilhelm nun zu Lebden, und das mit dem himmelvesten Vorsatze, ein junger Nasträer zu werden. Du findest immer das alte Lied, daß ich eine gute Meinung von mir selbst habe. Was soll ich sagen? Jeder Mensch ist sich selber der nächste. Etwas also mag wohl an der Sache seyn. Aber anstatt mich jetzt in die Untersuchung einzulassen, um wie viele Grad ich in diesem Punkt von der gesunden Vernunft abweiche, begnüge ich mich, beliebter Kürze halber, zu sagen: Vertrauen in sich selbst ist der Quell aller großen Unternehmungen, und ohne dieses Vertrauen hat, so lange die Welt steht, noch kein Mensch etwas Großes ausgeführt. Es erhebt uns zu dem Muthe, auf dem Schauplatze dieses Lebens sehr große, sehr glänzende Rollen zu spielen, und die größten Wohlthäter